

Prolog Der letzte Prinz

Neun stolze Rösser preschten über die Ebene von Nera. Frostiger Oktoberwind bauchte die Umhänge ihrer Reiter wie das Tuch dunkler Standarten, zauste die blonden Haare und zerrte an den Bögen, die über den Schultern hingen. Er riss die Geräusche mit sich fort in die Weite: das Klirren der Klingen an den Hüften, das Knarzen des Sattelleders, das Trommeln der Hufe.

Die Ebene verdankte ihren Namen dem Feuer. Unter dem Gras, das an diesem kalten, klaren Tag sattgrün leuchtete, lag etwas wie ein schwarzer Schatten – die Asche, die noch übrig war.

Die Krieger bildeten auf ihren Tieren eine V-Formation, schmal wie die Spitze eines Pfeils. Der, der hinter dem blaugewandeten Anführer ritt, versenkte seine blasse Nase tiefer in dem hohen Kragen seines Mantels. Der Wind biss in seine spitzen Ohren, die schlanken Finger, die die Zügel führten, waren schon taub vor Kälte, obwohl er sie an den warmen Hals seines Pferdes presste.

„Samander!“, rief der Anführer.

Der Gerufene blickte aus Augen auf, die so hell waren wie der Himmel. „Mein Prinz?“

„Was tut er?“

Samander zog für einen Moment den Kragen vom Mund. „Er wartet.“ Nerion nickte zufrieden. Samander sah sich kurz nach seinen anderen Gefährten um und versank wieder in Gedanken.

Als sie den Wald erreicht hatten, stiegen die neun steifbeinig ab. Sie banden die Tiere nicht an. Ihr Gefangener jagte gerne Pferde und falls er entkommen sollte – womit durchaus gerechnet werden musste –, sollten sie vor ihm fliehen können.

Zwischen den Bäumen roch es nach Rauch. Die neun hatten diesen Geruch hassen gelernt, denn er war von ihrer zerstörten Heimat aufgestiegen. Jetzt packten sie ihre Waffen fester, rieben ihre kalten Glieder und liefen leise wie die Waldpanther los. Damit sie diesen Geruch nie wieder riechen mussten, waren die Elben auf der Jagd ...

Nerions Späher hatten ihn und seine Männer zur „Waldklippe“ gerufen, zu einem Ort, wo die Felsen aus dem laubbedeckten Boden hervorbrachen und dann – nach einigen Schritten nackten Steins – unversehens zu einem mehrere Mannslängen tiefen Abgrund abfielen. Die Klippe bildete in etwa einen Halbkreis, bevor sie sanfter wurde und im Boden versank. Aus der Luft betrachtet hatte es für Samander immer ausgesehen, als ob ein Riese die Ferse seines Stiefels schief in die Erde gerammt hätte – obwohl Riesen, wie er irgendwann erfahren würde, nicht so groß wurden.

Die Elben näherten sich dem Abgrund, zwischen den Bäumen verstreut. Sie liefen schnell, trotzdem setzten sie ihre Füße sanfter als fallende Federn auf das verräterische Laub und waren nicht lauter als die Schatten der Zweige. Sie huschten durch die dunklen Bereiche des Waldstücks, in dem die Bäume noch Blätter hatten und die Sonne nicht durchkam. Samander hielt aufmerksam Ausschau nach dem, den sie jagten, doch nichts regte sich hier, kein Vogel, kein Insekt. Nur die lautlosen Krieger glitten durch das Dämmerlicht.

Plötzlich bewegte sich etwas an einem Stamm unmittelbar neben ihm. Samander sprang zurück. Sonnenlicht flutete über seine Schultern, glänzte auf den Flechten seines silbernen Haares und auf den Heften seiner Zwillingssklingen, die er blankgezogen in den Händen hielt. Er fletschte die Zähne, unter seinen Brauen lagen seine Augen im Schatten.

Von dem Stamm löste sich der Körper eines Mannes. Er musste die ganze Zeit dort gestanden haben – unbemerkt. Als er ebenfalls ins Helle trat, ließ Samander mit einem Seufzer die Arme sinken.

Joland, schimpfte er in der lautlosen Gedankensprache, die alle Elben beherrschen und die sich in Fällen wie diesen als ausgesprochen nützlich erweist. *Ich hätte Euch fast erstochen!*

Die Paranoia des Krieges sitzt also nicht nur mir noch in den Knochen ... Der Späher und Magier lächelte, eine Narbe auf seiner rechten Wange verzog sich dabei. Sein Haar war braun – eine Farbe, die Samander bei keinem anderen Elben je gesehen hatte. Er mochte sie. Sie leuchtete wie die glatten Kastanien, die jetzt an seinem Lieblingsplatz von den Bäumen fielen.

Ihr müsst sie ja nicht extra wieder hochkommen lassen, Matel.

Was tut Ihr hier? Ihr wollt Euch doch nicht etwa gleich an dem Kampf beteiligen?

Samander schwieg.

Er war einst Euer Freund. Tut ihm das nicht an.

Ein mächtiges Gebrüll erhob sich auf einmal, verdichtete sich zu einem donnernden Crescendo und rollte wie eine Sturmwellen durch den vor Schreck verstummten Wald. Allmählich verebbte es in der Ferne und wich einem grauen Grollen. Etwas schabte über Stein – es klang nach etwas Großem, Gefährlichem.

Samander und Joland waren herumgewirbelt. Ganz kurz trafen sich noch einmal ihre Blicke, bevor Samander in die Richtung lossprintete, aus der der Lärm gekommen war.

Kurz vor dem nackten Steinboden der Klippe hatte sich in der Erde ein Krater geöffnet. Samander kannte das aus dem Krieg: Riesige Feuerbälle zersprengten den Boden, verbrannten alles in Windeseile zu Asche, während die Gräser, Büsche und Bäume im näheren Umkreis entwurzelt wurden. Abgesehen von der direkten Zerstörung verbreiteten die Detonationen ein schleichendes Gift: Das Feuer fraß sich auch unter der Erde weiter, unsichtbar, genährt von kleinen Wurzeln und verrottendem Laub, und ein paar Tage später brach irgendwo ein Waldbrand aus. Diesem Phänomen hatten sie die Ebene von Nera zu verdanken.

Unten im Krater schwelte die Erde, der Rauch, den sie gerochen hatten, stieg von hier auf. Später würden sie die Erde aufgraben und unter Wasser setzen müssen, aber letztendlich garantierte selbst diese mühevollen Arbeit nicht einmal ansatzweise, dass nicht schon wieder das Leben von Pflanzen, Tieren und Elben in Gefahr war. Beim Sturm, er hasste das!

Die anderen Jäger hatten den Kreis um die Grube geschlossen, Samander sah sie zwischen den Bäumen stehen. In ihren Händen hielten sie Krummschwerter, Sichelklingen, lange Dolche – für diesen Kampf wählte jeder die Waffe, mit der er am besten zustechen konnte. Die wohl einzige Gemeinsamkeit bestand darin, dass die Klingen nicht glänzten, denn ihr Material war porös und matt: Schlafesisen.

Sobald es mit Blut in Berührung kam, löste es sich auf und setzte eine starke Droge frei, die den Getroffenen lähmen und ihm das Bewusstsein rauben würde, damit die Elben den eigentlichen Bann verhängen konnten. Damit das Gift sich richtig entfalten konnte, mussten die Klingen im Fleisch des Gegners stecken bleiben ...

Vielleicht hatte Joland Recht? Das konnte er nicht! Nicht bei ihm ... „Jetzt!“, gab Nerion das Zeichen zum Angriff.

Aber sollte er desertieren? Die anderen im Stich lassen? Für diese Aufgabe war er das wichtigste Mitglied der Gruppe!

Gemeinsam mit den anderen acht machte Samander einen Satz nach vorne, über den Rand der Grube, und schlitterte durch die glimmende Erde nach unten.

Mitten in den gräulichen Schwaden stand ein großer Drache. Sein schlanker, geschmeidiger Körper war über und über mit blaugrünen Schuppen bedeckt, die anmutiger schimmerten als Pfauenfedern. Aus den Lefzen des Mauls schauten zwei Reißzähne hervor, ein Stachelkranz rahmte seinen dreieckigen Kopf ein. Das Ende des Schwanzes, der auf der Erde lag, zuckte wie bei einer gereizten Katze, Licht gleißelte auf den Membranen der angelegten Schwingen. Mit prächtigen kupferfarbenen Augen musterte er die Ankömmlinge von oben herab.

Ajfan, einer der Elbenjäger, schoss den ersten Pfeil ab. Er traf die empfindliche Haut zwischen Hinterbein und Bauch und blieb zitternd stecken. Der Drache drehte sich um und fauchte.

Der Kampf war eröffnet.

Der Schwanz rauschte durch die Luft, doch Ajfan sprang zurück, den nächsten Pfeil schon auf der Sehne. Währenddessen hechtete Lut auf der anderen Seite auf den Bauch des Drachen zu. Der sah ihn kommen, peitschte mit dem Schwanz – Lut duckte sich in einer Rolle vorwärts und schnellte zwischen den Vorderfüßen des Geflügelten wieder nach oben. Der Drache machte einen Satz zur Seite, erwischte ihn mit der Klaue am Bein und schleuderte seinen Gegner wie eine Puppe gegen die Wand des Kessels. Lut fiel herunter und regte sich nicht mehr.

Von allen Seiten griffen nun die anderen acht den Drachen an. Er schnappte nach ihnen, wirbelte wild im Kreis herum und haschte mit

den Tatzen nach seinen flinken Feinden. Lichtreflexe blitzten über seinen herrlichen Körper, von seinem Fauchen erzitterte der Wald, seine ellenlangen Krallen hinterließen tiefe Kratzer in der aufgewühlten Erde.

Die Elben hatten Respekt vor ihm, doch sie hatten schon unzählige Drachen gejagt – und jeden einzelnen am Ende besiegt. Einige von ihnen hatten dabei ihr Leben gelassen, viele waren schwer verletzt worden, hatten Brand- oder Bissnarben davongetragen – aber jetzt war es so weit: Dieser hier war der Letzte, der Allerletzte seines einst so mächtigen Volkes!

Er blutete schon aus mehreren Wunden, aber bis auf die Spitzen von Ajfans Geschossen steckte noch kein Schlafesen in dem großen Körper. Allmählich entstieg immer mehr Rauch den Nüstern des Drachen, seine Bewegungen wurden energischer und in den Augen glomm ein eigenartiges Funkeln. Samander wusste nur zu gut, je länger sie brauchten, um den Drachen zu vergiften, desto gefährlicher würde es für sie werden.

Plötzlich war er ganz nah an der wund gestochenen Flanke des Grünen. Blitzschnell richtete er seine Zwillingsklingen aus – da sah der Drache ihn mit einem Auge an.

Samander, erklang ein tiefes Schnurren in seinem Kopf. Der silberhaarige Elb kannte diese Stimme so gut wie seinen eigenen Herzschlag. *Folgst du etwa dem Kerl in dem schicken blauen Umhang?*

Nerion schlich sich gerade an die Halsschlagader an. Ohne hinzusehen, warf der Drache den Prinzen mit der rechten Klaue um und nagelte ihn vor Samanders Füßen auf dem Boden fest. *Er liegt vor dir im Dreck! Verlass ihn!*

Samanders Wangenknochen mahlten und er erinnerte sich der Klingen in seinen Händen. Der Drache schnaubte zornig, Funken stoben aus seinen Nüstern. Mit einem Hieb seines Schwanzes traf er Samander vor die Brust und schleuderte ihn gut zwei Meter weit. Noch bevor der Elb nach Luft schnappen konnte, pendelte der große Kopf schon über ihm. Die mächtigen Kiefer klappten auf, heißer Atem strich Samander übers Gesicht. Die Dämpfe darin ließen ihn fast ohnmächtig werden und er roch, dass er Recht gehabt hatte: Der

Drache war kurz davor gewesen, Feuer zu speien. Und dann nahm das riesige Wesen ihn ins Maul.

Vorsichtiger als eine Katzenmutter ihr Junges.

Die Jäger schrien wild auf, Nerion brüllte nach Joland und den anderen Magiern. Doch schon entfaltete der Drache seine prächtigen Schwingen, ging in die Knie und stieß sich – seinen Fang zwischen den Zähnen – ab.

Es britzelte und zischte, als der Geflügelte auf das in aller Eile errichtete magische Netz traf, das den Krater wie eine Kuppel überspannte. Blaue Stränge wurden sichtbar. Der Drache stieß ein kehliges Knurren aus, während die magischen Fasern dunkle Striemen auf seinen Schuppen hinterließen. Er ließ seine Beute fallen – alle Elben atmeten hörbar auf –, um sie jedoch sofort wieder mit den Klauen aufzufangen. Wutgeheul erscholl. Da rissen die Maschen.

Mit wenigen Flügelschlägen war die Waldklippe in unerreichbare Tiefe gerückt. Samanders Umhang flatterte im Wind, wo er nicht von den Klauen eingeklemmt wurde. Endlich bekam der Krieger wieder Luft.

„Verdammt! Mengoz! Was machst du? Lass mich sofort wieder runter!“

Der Drache lachte. Er öffnete seine Klaue und ließ den Elben fallen. Dann tauchte er mit einem geschmeidigen Salto unter ihn, um ihn aufzufangen. Als Samander sich zwischen die Flügelsätze schwang und sich an einem Stachel festklammerte, fluchte er.

Du fragst mich, was ich tue? Warum jagst du mich?

Samander lugte an den wallenden Membranen vorbei. Sie flogen bereits über die Ausläufer der Ebene. Nein, aus dieser Höhe konnte er nicht springen.

Das ist Verrat, mein Freund! Ich weiß, dass ihr böse seid wegen der Waldbrände. Ich kann das verstehen. Aber warum macht ihr uns dafür verantwortlich? Ich erinnere mich noch sehr gut an einen Jungen mit Haaren wie Sternlicht, der zu uns kam und flehte, wir möchten doch eingreifen!

„Sie waren froh, dass ich es tat.“

Die Betonung liegt auf „waren“, stimmt's? Beim Sturm, weißt du noch, was das für einen Streit gab, als ich ihnen befahl, für die Elben in den Krieg zu ziehen?

Samander erinnerte sich an ein felsiges Tal voller Drachen, die mit den

Füßen stampften, fauchten, brüllten und Feuer in den Nachthimmel spuckten – die Berge ringsum hatten gedröhnt von ihrem Zorn. Er war vor Angst unter Mengoz' Schwingen gekrochen. Wie lange das jetzt her war ... Mengoz, dem Drachenprinzen, war sein Volk immer widerspruchslos gefolgt, denn er war ein guter Herrscher. Aber an diesem Befehl schieden sich die Geister. Bis schließlich alle Drachen kämpften – gegen die fremden Armeen, gegen die Elben, gegen die eigenen Gefährten.

„Aber du hast ihnen erlaubt, Feuer einzusetzen! Du wusstest ganz genau, dass die anderen dann auch damit anfangen würden!“

Ihr wart dabei, den Krieg zu verlieren! Das hat euch den Sieg beschert!

„Schau dir das doch an! Nur noch Gras! Die alten Bäume verbrannt, die Städte ebenfalls! Nennst du das Sieg?“

Was wäre denn die Alternative gewesen, du Schlaukopf? Meinst du, die hätten deine blättrigen Freunde verschont, wenn sie gewonnen hätten? Hör doch auf! Die hätten euch der Reihe nach niedergemetzelt und den Wald zerstört! Bäume wachsen nach!

„Ja, jetzt vielleicht! Nachdem wir die Drachen, die sich immer noch mit Feuer bekämpften, obwohl der Krieg schon längst vorbei ist, mit einem Schlafbann belegt haben!“

Hör zu, mein Freund. Lass uns in die Berge fliegen und da ein paar Jahrzehnte warten, bis sich die Gemüter beruhigt haben. Ich für meinen Teil habe nämlich überhaupt keine Lust, wer weiß wie lange zu schlafen, während ihr weiterlebt!

„Weiterlebt? Wir töten euch doch nicht!“

Aber so ähnlich. Stell dir das doch einmal vor: Mein Leben zieht an mir vorbei, während ich schnarchend irgendwo liege und nichts um mich herum mitbekomme. Falls ich dann irgendwann aufwache – wenn ich nicht vorher schon gestorben bin, ohne es zu merken –, sind meine Zähne ausgefallen, meine Flügel schwach und löchrig und meine Schuppen glänzen nicht mehr. Ich schleppe mich zu deinem Haus, deine Frau füttert mich mit Hühnersuppe, deine Kinder lachen mich aus – und dann schaust du aus dem Fenster, voller Falten, und wir beide haben die beste Zeit unseres Lebens ohne einander verbracht! Ist es das, was du willst? Komm mit mir in die Berge, Samander!

Mengoz hielt auf das Nandor-Gebirge zu. Um es zu erreichen, würden sie noch viele Stunden fliegen müssen. Um ihn und Mengoz einzuholen, würden die Drachenjäger noch mehr Stunden laufen müssen – und mit jedem Schlag der grünblauen Flügel wurden es einhundert Schritte mehr.

Er könnte es beenden. Hier und jetzt.

„Nein, Mengoz.“ Samander zog seinen Dolch und fragte sich, warum er sich auf einmal so kaltherzig vorstellen konnte, die Klinge in die Flügelansätze vor seinen Schenkeln zu stoßen. Er wollte sich nichts anderes wünschen, als mit Mengoz ins Gebirge zu fliegen, dort ein Weilchen zu leben, dann die Menschenreiche zu besuchen, etwas Unruhe zu stiften ... Er wollte, dass sein Mund plötzlich ohne sein Zutun losschrie: „*Ja, Mengoz, fliegen wir in die Berge!*“ Aber so sehr er sein Inneres auch danach durchsuchte – dieses Verlangen war nicht da. Irgendetwas war anders geworden zwischen ihnen, etwas Namenloses, das sich nicht bereinigen ließ.

Dienst du zwei Prinzen, Samander? Oder nur einem? Welchem?

„Wirf mich ab! Flieg allein in die Berge!“

Bei unserem ersten Ritt habe ich dir versprochen, dich niemals abzuwerfen. Weißt du das nicht mehr? Und was soll ich allein in den Bergen? Du hast mich jeder Gesellschaft beraubt – sogar deiner eigenen.

„Ich kann dich nicht gehen lassen!“

Du willst mich nicht gehen lassen. Samander klappte eine große Schuppe beiseite und starrte auf die rosige Haut darunter. Dann stieß er zu. Er drückte das Messer bis zum Heft ins Fleisch und ließ es stecken. Mengoz jaulte laut auf. *Ich glaube es nicht! Du hast es getan! Du hast es wirklich getan!*

Samander zerrte an dem Griff der Klinge. Sie ließ sich leicht herausziehen – doch sie hatte sich bereits zu drei Vierteln aufgelöst. Zu spät!

Ohne Vorwarnung begann Mengoz zu brüllen, dass es bis zu den ferneren Bergen schallte. Aus der Kehle des Drachenprinzen rollten Worte in einer fremden, rauen Sprache: „Ich schwöre, dass ich und mit mir mein ganzes vereintes Volk einhundert Jahre lang demjenigen gehorchen werden, der uns weckt!“

Das müsste eigentlich reichen, irgendwen Fähiges anzulocken. Ich will nicht schlafen! Der Drache gähnte geräuschvoll. Wenn ich wieder wach bin und die einhundert Jahre um sind, werde ich dich suchen, Samander.

Dann wurden die Flügelschläge des großen Wesens schwächer und schwächer und die beiden sanken. Mengoz landete auf dem Gras der Ebene, während das Gift durch seinen erschlaffenden Körper pulsierte. Samander rutschte von seinem Rücken und kniete sich vor das Auge, das schon halb geschlossen war. Eine Träne rann aus seinem eigenen, er hob die Hand und streichelte zaghaft die schuppige Brauenwulst.

Zerbrochene Stille

Eriphyl fuhr aus dem Schlaf hoch.

Er saß kerzengerade im Bett und atmete schwer. Im Mondschein, der durch das Fenster fiel, glänzten auf seiner Brust feine Schweißperlen. Was hatte ihn geweckt? In der Luft knisterte eine Spannung wie von einem nahenden Gewitter und die Schatten in seinem Zimmer wirkten bedrohlich. Kein Laut, kein einziges Geräusch außer seinem eigenen Atem war zu hören, sogar die Nachtwinde schwiegen still.

Geschmeidig glitt der Elb aus dem Bett, schlich zum Fenster und spähte hinaus. Voll und rund stand der Mond am wolkenlosen Himmel. Seine blassen Strahlen reichten Eriphyls Augen vollkommen aus, um alles um ihn herum gestochen scharf zu erkennen.

Er sah sich um. Das tropfenförmige Haus aus glattem braunen Holz, aus dessen unterstem Zimmer er jetzt spähte, hing wie ein Bienennest in den starken, dicken Ästen einer hohen Buche. Es befand sich gleichauf mit den etwa sechzig anderen ähnlichen Gebilden, die zusammen das Dorf Tianin ausmachten, und wie von seinem, so wand sich auch von jedem anderen Haus eine schmale Treppe um den Stamm hinunter auf den Waldboden voller Laub und Frühlingsblumen. Eriphyl erkannte sowohl den grasbewachsenen Dorfplatz, der ein wenig weiter rechts lag und auf dem jetzt die grauen Schatten der Nacht spielten, als auch die verschlungenen Pfade zwischen den Bäumen. Folgte man ihnen nach Norden oder Osten, so gelangte man immer tiefer in den

lichten Wald Elodians, fand die Flüsse und verzauberten Stätten. In südlicher und westlicher Richtung allerdings führten die Wege in die grüne Weite der Ebene von Nera, die sich wie ein Meer bis hin zum Fluss Riedwasser, der Grenze des Elbenreiches, ergoss.

Allerdings war auch hier nichts Ungewöhnliches zu entdecken, nichts, was die geradezu greifbare Unruhe erklärt hätte – bis ein lautes Knacken die Stille zerriss wie ein Peitschenhieb. Jemand kam die Wendeltreppe hinauf, die aus seinem Baum wuchs!

Erschrocken trat Eriphyl in die schützende Schwärze des Zimmers zurück und verschmolz mit ihr. Das waren keine Elbenschritte! Das hatte sich mehr nach einem Stöhnen des Baumes angehört, so, als bereite jemand ihm Schmerzen. Wer oder was schlich dort herum? Was wollte herauf? Was verbreitete diese warnende Ahnung von Gefahr, die in der Luft lag wie ein unheilvoller Duft?

Eriphyl strich sich eine Haarsträhne, die die Farbe schwarzen Turmalins hatte, aus den Augen. Die eleganten dunklen Brauen darüber waren beunruhigt verzogen. Obwohl er sich so weit wie möglich aus dem Fenster lehnte, konnte er nichts erkennen. Leise schlich er zur Haustür. Dort zog er ein kleines Holzstück aus einem Astloch, linste hindurch und schob sich, nachdem er sich davon überzeugt hatte, dass niemand dort stand, lautlos hinaus.

Mitten auf der Schwelle hielt er einen Lidschlag lang inne. *Vielleicht ist es gefährlich*, überlegte er. *Ich sollte Vater Bescheid sagen*. Ein kleines bitteres Grinsen stahl sich auf sein Gesicht. *Ich sollte so vieles ...* Eher würde er die Lerchen, die über seinem Zimmer nisteten, um Hilfe bitten als seinen Vater.

Ohne ein Geräusch zog er die Tür zu. Jetzt hörte er ganz deutlich die Schritte mehrerer Füße. Momentan befanden sie sich im unteren Drittel; Eriphyl kannte den Klang der Stufen ganz genau. Vorsichtig und mit pochendem Herzen lugte er über den Rand der Treppe.

Zwei Windungen unter ihm kamen drei Wesen die Stiege hinauf. Sie waren schlank und geschmeidig, aber es war eine andere Geschmeidigkeit als die der Elben. Schlangenhafter. Bedrohlicher. Sie strahlten Gefahr ab wie Feuer Wärme abstrahlt – und sie hielten blankgezogene, blitzende Säbel in den Händen!

Eriphyl tastete nach seinem eigenen Schwert, während sich sein Puls beschleunigte. Aber wo war es? Er blickte an sich herunter und unterdrückte gerade noch so ein Fluchen, denn er trug nur die knielange Hose, mit der er sich schlafen gelegt hatte! *Oh, verdammt!* Mit ungeschütztem Oberkörper konnte er doch niemandem die Stirn bieten, der solch eine Aura hatte! Doch um zurückzurennen und sich wenigstens ein Kettenhemd anzuziehen, war keine Zeit mehr! Seine Handflächen wurden feucht vor Nervosität; die langen Finger kribbelten. Was sollte er nur tun?

Konzentriere dich! Konzentriere dich! Eriphyl atmete tief durch und drängte seine Aufregung zurück. Er durfte keine Zeit verlieren. Sie kamen immer näher. Er musste sie aufhalten, die gezogenen Klingen machten ihre Absicht klar. Noch eine Windung und sie wären hier – die Zeit würde kaum reichen!

Gegen den Stamm gepresst hob Eriphyl beide Hände vor die Brust und wandte die Handflächen einander zu. Mit geschlossenen Augen begann er etwas freizusetzen, das zu benutzen ihm seit jeher nichts als Ablehnung und Ärger eingebracht hatte und trotzdem nahezu alles war, was er an sich schätzte: Magie!

Ein Zauber ist wie ein Ton, den man anstimmt, aber statt in der Kehle hat die Magie ihre Quelle im Solarplexus.

Eriphyl leitete sie von dort aus in seine Fingerspitzen und als er das vertraute Wärmegefühl deutlich in seinen Armen spürte, legte er mehr und mehr Kraft hinein – als ob er sich sicher wäre, den richtigen Klang getroffen zu haben, intensivierte er den Energiestrom und begann, den Zauber wie ein mehrstimmiges Lied auszubauen. Knisternd zuckten eisblau leuchtende Fäden wie nicht enden wollende Blitze aus den Kuppen seiner beiden Zeigefinger, trafen zornig zischend aufeinander und verknoteten sich. Eriphyl sang den Zauber lauter, woraufhin die Magie auch aus seinen Daumen hervorbrach. Der Ball der vier Blitzschnüre schwoll stetig an – aber nicht schnell genug! Sein immer heller werdendes, unruhiges Licht warf verzerrte Schatten auf die Stufen. Aus zusammengekniffenen Augen warf Eriphyl einen gehetzten Blick in die nächtliche Welt. Ihm blieben nur noch wenige Augenblicke, bis die Eindringlinge um den Stamm herumkämen. Vier weitere Strahlen

aus Mittel- und Ringfinger fügten sich in den Ball ein. Mit angehaltenem Atem verstärkte er ein letztes Mal den Zauber, schmetterte seine magische Arie in die Finsternis.

Endlich pulsierte die „Blaue Schnuppe“ vollständig ausgebildet zwischen seinen geöffneten Handflächen, durch die Blitze mit seinen Händen verbunden, bereit, seinen Befehlen zu folgen.

Trotz der gebündelten, aggressiven Magie glaubte Eriphyl, sein Herz würde ihm die Brust sprengen, so heftig pochte es, als er über dem Britzeln der Kugel den zischenden Atem der drei Wesen vernahm. Er roch metallisch-süßlich – nach Blut! Mit plötzlich vollkommen leerem Kopf straffte Eriphyl die Schultern.

Leise schleifend setzte der Erste einen nackten Fuß auf die oberste Stufe. Die anderen folgten ihm unmittelbar. Ungläubig und überrascht blinzelten sie in das mittlerweile blendend helle Licht der Schnuppe. Doch Eriphyl – alles andere als ein erfahrener Krieger – verschwendete das Überraschungsmoment, indem er sie erst einmal eingehend musterte.

Ihre Körper waren durchtrainiert, lang und schlammfarben, soweit Eriphyl das in dem bläulichen Licht seiner Waffe sagen konnte. Streifen wie die einer Tigerkatze zogen sich darüber und sie hatten nur drei Finger und drei Zehen mit langen Krallen anstelle eines Nagels. Die schräg stehenden Schlitzaugen in dem kahlen Kopf waren wimpernlos und so schwarz, dass man die Pupillen nicht ausmachen konnte. Selbst die Augenbrauen schienen nicht mehr als ein paar dunkle Striche zu sein. Spitze, nach allen Seiten bewegliche Ohren lauschten auf jeden Atemzug des Jungen. Insgesamt waren sie exotisch schön. Doch ihr Anblick ließ Eriphyl einen kalten Schauer über den Rücken kriechen. Wenn überhaupt etwas an ihnen warm oder freundlich wirkte, dann die säbelartigen Schwerter, die an ihren Hüften baumelten.

„Halt, Fremde! Was ist euer Begehrt hier in Tianin, mitten in der Nacht?“, presste Eriphyl rau hervor. Seine Stimme würde nie so gebieterisch klingen wie die seines Vaters. Wie kamen sie nur hierher? Hatten die Elfan, die Elbenwächter, versagt? Das war eigentlich unmöglich ...

Die einzige Antwort war ein animalisch anmutendes, aggressives Zi-

schen, das eines der Wesen durch sein blitzendes Raubtiergebiss ausstieß. Eriphyl hatte allerdings den Eindruck, dass es mehr der Schnuppe galt als ihm. Offenbar hielt die Kreatur sie für etwas Lebendiges und schätzte sie als gefährlicher ein als den halbnackten Elben.

Am Rande seines Geistes erspürte Eriphyl die Existenz der anderen, fühlte die Herzen der Geschöpfe zögern und befahl der Kugel, grimmig aufzuleuchten. Doch insgeheim biss er sich auf die Zunge. Was, wenn er sie nur provozierte? Was, wenn sie ihn wirklich angriffen? Er sah es in ihren Augen, sie waren nur so ein kleines Stück davor. Sein Herz wummerte wie verrückt.

„Ihr werdet mir antworten! Und wenn ich es will, werdet ihr verschwinden, sonst ...“, warnte er und verengte die Augen zu Schlitzen. Sie durften auf keinen Fall merken, welche große Angst er hatte.

Die drei nahmen seine Drohgebärde jedoch mit einem Lachen nicht unähnlich einem Spottgeräusch auf. Obwohl Eriphyl fühlte, dass sie immer noch Angst vor der blauen Kugel hatten, die ungeduldig zwischen seinen Händen tanzte, war da noch eine andere Emotion – eine, die ihm gefährlich werden konnte.

Das zweite Geschöpf fauchte mit offenem Mund und gebleckten Zähnen.

Der Angriff kam zu überraschend. Eriphyl hatte es insgeheim doch für ein Spiel gehalten, das merkte er jetzt. Der Erste sprang vor und sein Säbel fuhr dem Elben tief in den rechten Oberarm, obwohl Eriphyl dem sonst tödlichen Stoß ausgewichen war. Er taumelte zurück und schickte die Schnuppe mit einem Wutschrei aus.

Dem Ersten zerschmetterte er den Schädel. Dem Zweiten riss er in einer Blutkaskade ein Loch in die Seite. Der Schwung des Kugelblitzes stieß sie über den niedrigen Rand der Wendeltreppe in die Nacht hinab. Der Dritte jedoch wich der Schnuppe aus. Ein unglaublicher froschähnlicher Sprung, dann krallte sich das Wesen wie eine Waldkatze in die Rinde des Baumes. Die Blicke der beiden Widersacher trafen sich kurz. Es war ein geradezu intimer Moment, in dem keiner von beiden seine Absichten verbarg. Bevor sie blinzeln mussten, donnerte Eriphyl die Kugel einen Zoll neben dem Kopf des anderen gegen den Baumstamm. Als die Kreatur mit einem zweiten Sprung auswich,

zog sie Eriphyl im Vorbeifliegen die Klinge über die Schulter – knapp am Hals vorbei. Der Elb versuchte, einen magischen Schild um seinen Körper hochzureißen, aber Schmerz und Schock verhinderten die nötige Konzentration. Sein Panzer flackerte auf und erlosch, als er bäuchlings zu Boden ging.

Mit einem Knacken auf dem Holz landete das Wesen vor ihm. Das Knirschen des Harnischs sagte Eriphyl, dass sein Gegner sein Schwert hatte sinken lassen, um ihn und die im Auflösen begriffene Blaue Schnuppe zu mustern. Er hielt ihn offenbar für tot.

Einen Moment lang zog Eriphyl in Erwägung, ihn in diesem Glauben zu lassen, bloß um sich nicht auch nur noch einen einzigen Millimeter bewegen zu müssen. Der Schmerz in seiner Schulter strahlte in seinen ganzen Körper aus, machte ihn jede Bewegung fürchten. Warmes, klebriges Blut lief seinen Rücken entlang.

Das Ungeheuer wandte sich zum Gehen; es machte einen Schritt die Treppe hinauf und dann noch einen. Es würde seine Familie völlig überraschen! Noch konnte er es verhindern ... Mit zusammengebissenen Zähnen stemmte sich Eriphyl auf die Ellbogen, doch auf den blutnassen Stufen glitt seine Hand aus und erzeugte einen glitschigen Laut. Sein Feind fuhr herum, hob seine Klinge und holte aus. Eriphyl gab dem Kugelblitz einen letzten Befehl – er musste schneller sein ... Mit einem ekelhaften Geräusch brannte sich der Lichtball in die Magengrube des Geschöpfes. Sterbend ließ es die Waffe fallen. Das Geräusch, das sie, auf den Stufen aufkommend, verursachte, drang nicht bis zu Eriphyl durch. Neben seinem Geist fühlte er, wie der Tod von dem anderen Besitz ergriff, die Existenz neben ihm in Entsetzen und Schmerz zerfaserte. Die dunklen Augen brachen, noch während sie ihn ansahen. Ganz langsam ging der Körper in die Knie, verlor das Gleichgewicht und kippte über das Geländer, bevor er dumpf auf dem Waldboden aufschlug.

Als Eriphyl die Kugel verpuffen ließ, senkte sich die Dunkelheit über ihn wie flüssiges Blei. Eine lähmende Schwäche überkam ihn. Er hatte getötet! Zum ersten Mal in seinem langen Leben hatte er getötet! Der Beweis dafür versickerte langsam im Holz und nahm seinen Mut mit sich. *Wie konnte ich nur?! Es war so leicht ...* Seine Hände zitterten vor

Entsetzen. Drei auf einmal! Er hätte verhandeln können! Wo war sein Denken gewesen? Weggewischt von Adrenalin und reinem Mutwillen. Bei den Himmeln! Das Atmen fiel ihm schwer vor Reue.

Reiß dich zusammen! Alle sind in Gefahr!

Eriphyl atmete tief durch, unterdrückte Schmerz und Aufregung, hievte sich bebend hoch und machte einige taumelnde Schritte. Seine Beine verweigerten ihm den Dienst: Obwohl er ihnen befahl, ins Haus zu rennen, um Schwert und Bogen zu holen und aus dem blutbespritzten Sachen zu kommen, in denen er es keine Sekunde länger aushalten konnte, bewegten sie sich so langsam und unsicher, als wären sie ihm gerade erst gewachsen. Und als er endlich die Haustür aufdrückte, erstarrte er, die Hand noch auf dem Griff.

Ihm stand in der Dunkelheit des Baumhauses eine lichte Gestalt gegenüber. Ein Schimmern umgab sie, so wie Schnee leuchtet, wenn der Mond scheint, und obwohl es nicht sehr hell war, kleidete es alles andere in Schatten, machte es doppelt so dunkel. Der Mann ging einige Schritte auf Eriphyl zu, während seine himmelblauen Augen ihn von oben bis unten musterten. Dann legte er seine elegante Hand auf die des Jungen, wie um sie zu verbergen. Sie war kühl wie Marmor und als Eriphyl hinsah, waren seine eigenen Finger hinter dem Licht, das er nicht besaß, verschwunden.

Verdrossen zog Eriphyl die Hand weg. Ja, das war sein Vater Allidiel – und nachts war es besonders schlimm.

Der Mann neigte sich vor. Seine Augenbrauen zuckten jäh und seine Stimme klang entsetzt, wütend. „Riechst du nach Blut?“

Eriphyl schaute an sich herunter. Schimmernde Rinnsale rannen über seine nackte Brust, durchfeuchteten den Bund seiner Hose. Er fühlte, wie sein Vater es ihm nachtat, ohne hinsehen zu müssen.

Allidiel verlor beinahe die Fassung. „Bei Llyr, was hast du getan?!“

Eriphyl tastete nach seinem verletzten Arm, bis ihm die warme Flüssigkeit an den Fingerspitzen klebte. Er hielt sich die Hand vors Gesicht – so rot! – und wandte sie dann seinem Vater zu. Der hatte ihn kurz abgelenkt, aber jetzt stürzte alles wieder auf ihn ein, frisch wie seine Wunden, frisch wie sein Schmerz. Es erschreckte ihn maßlos und er wisperte kaum hörbar: „Ich habe getötet. Drei.“

Der Mann schlug sich die Hand vor den Mund, seine Augen wurden groß, als sei seine persönliche allerschlimmste Katastrophe hereingebrochen, und er wich vor Eriphyl zurück.

Der Blick seines Sohnes flackerte verstört. „Hör mir zu! Ich musste es tun! Es war gut so!“

„Kein Wort mehr! Verschwinde!“, stieß Allidiel hervor.

„Es ging nicht anders ... Versteh mich doch!“, flehte Eriphyl. Dieser Blick quälte ihn ärger als die Schnitte der Säbel.

„Wie sollte ich dich verstehen?! Verschwinde! Verschwinde! Verschwinde!“

Warum tut er das? Warum hört er nicht zu? Zornig vor Verzweiflung stieß Eriphyl seinen Vater zur Seite, stürmte in sein Zimmer und warf die Tür ins Schloss.

Fassungslos starrte Allidiel die blutigen Fingerabdrücke auf seinem Hemd an und sank zitternd an der Wand zu Boden.

Allein in seiner Kammer machte Eriphyl sich daran, die Wunde an seiner Schulter zu heilen. Mit Hilfe seiner Magie stellte er sich die Kraft, die sein Körper sonst über lange Zeit für den Heilungsprozess verwenden würde, sofort zur Verfügung und beschleunigte ihn dadurch. Der Schmerz verschwand in Sekundenschnelle und seine Hand fühlte beim Darüberstreichen nur noch glatte Haut und getrocknetes Blut. Eriphyl gönnte sich einen kurzen erlösten Seufzer.

Hastig schleuderte er die feucht-klebrige Hose in eine Ecke und zog eine frische an, schlüpfte in sein Kettenhemd, während er bereits Bogen, Pfeile und Schwert zusammensuchte. Schon halb aus dem Fenster gürtete er sich, dann hangelte er sich hinaus in den Baum, um von dort aus auf die Treppe zu springen. Seinem Vater – jeden Gedanken an ihn schob er grob beiseite – wollte er auf keinen Fall ein zweites Mal in die Arme laufen. Sein Plan war es, den Hauptmann der Elían von Tianin und des Nachbardorfes Lor zu alarmieren und ihn erstens zur Rede zu stellen, wie diese Ungeheuer überhaupt in den Elbenwald kamen, der von den ihm unterstellten Elían geschützt wurde, und ihn zweitens aufzufordern, den Wald zu durchsuchen. Falls sich hier noch mehr dieser Wesen herumtrieben, mussten die Elben sie finden, bevor sie selbst gefunden wurden!

Um nicht über die blutgetränkten Stufen steigen zu müssen, über denen mit dem Gestank die Erinnerungen schwebten, übersprang Eriphyl die letzten drei Windungen der Wendeltreppe – und landete direkt neben den grausam zugerichteten Leichenteilen. *War das wirklich ich?* Ihm schauderte ob seiner eigenen Brutalität, aber er verdrängte den Gedanken, bevor er sein lähmendes, schuldbeladenes Aroma entfalten konnte, und er hastete weiter durch die Nacht.

Der Baum des Hauptmannes Salas lag am anderen Ende des Dorfes. Bei Tag war der Weg nicht weit, doch nach diesem Erlebnis schien in jedem Busch etwas zu lauern. Eriphyl, das blanke Schwert in der Hand, war heilfroh, als er endlich unbeschadet das Holz der Treppe unter den Füßen hatte.

Noch völlig aufgewühlt hämmerte er an die Tür. Nach einer Weile, während der Eriphyl wie auf glühenden Kohlen von einem Fuß auf den anderen sprang, öffnete Salas. Der Ältere stutzte, als er ihn sah, und blähte genervt die Nasenlöcher. Er starrte Eriphyl eine Sekunde lang an – und schlug die Tür wieder zu, bevor der junge Elb überhaupt zu sprechen angesetzt hatte.

Eriphyl merkte, wie sein Zorn ihn zu überwältigen drohte. Nur mühsam beherrschte er sich. „Salas! Hör mir doch zu! Da waren ...“

„Morgen, Eriphyl!“

„Nein, jetzt!“

„Gute Nacht!“, donnerte es von drinnen.

Vor den Kopf geschlagen starrte Eriphyl die Tür an, wollte aufbegehren und wusste zugleich, dass es keinen Sinn mehr hatte. Trotzig und enttäuscht wandte er sich ab. *Dann helft euch eben selber, ich hab es versucht!* Weshalb konnten sie nicht wenigstens dieses eine Mal ihre ganzen Antipathien beiseite lassen und auf ihn hören?

Siehst du? Verlass dich nie auf irgendwen! Wenn du jemanden brauchst, wird niemand da sein.

Er beschloss, zum Vorposten von Tianin zu laufen, wo Tag und Nacht zwei Elían stationiert waren, und so eilte er die Treppe wieder hinunter. Sein Gefühl sagte ihm, dass etwas nicht stimmte. Normalerweise wurde das Elbenreich strengstens bewacht, besonders hier, wo der Waldrand nahe und die Magie des Waldes nicht stark genug war, um

die Wege immer nur herausführen zu lassen, um Winde und Tiere Fremde im Schlaf forttragen zu lassen und viele andere verwirrende Dinge zu tun, damit es keine Eindringlinge gab. Warum sollten die Elfan solche mordlüsternen Wesen hereinlassen? Elben waren nicht leicht zu täuschen – da musste etwas passiert sein!

Falls er sich irrte – worum er betete, was er mit jeder Faser seines Wesens hoffte –, konnte er die Elfan dort alarmieren. Und falls nicht, würde ihn niemand am Benutzen der Warnhörner hindern. Ihnen würde man glauben.

Im Wald war es still – ungewöhnlich still. Eriphyl spürte Zorn und Angst in den Bäumen und beschleunigte seine Schritte.

Und er sollte Recht behalten. Der Vorposten bestand aus einer hölzernen Plattform, die in etwa fünf Metern Höhe zwischen einigen im Kreis stehenden Stämmen angebracht war. Mit einer Strickleiter konnte man hinaufklettern. Die beiden langen Warnhörner hingen bis auf den Boden herunter, Eriphyl kannte ihren schweren, bronzenen Klang – doch jetzt waren sie mit Moos, das braune Krallen von den Bäumen gekratzt hatten, verstopft.

Eriphyl sah sich zaudernd nach den Elfan um. Sie lagen erschlagen zwischen den ersten Frühlingsblumen.

Nachdem er sich zum Hinsehen überwunden hatte, verschloss Eriphyl unglücklich und geschockt ihre Augen vor dem Morgen und die seinen vor den schrecklichen Wunden, die man ihnen zugefügt hatte, und vor dem Grauen, das plötzlich über seine halbwegs heile Welt hereingebrochen und das sein Geist noch nicht zu begreifen imstande war. Geronnenes schwarzes Blut bedeckte die Gesichter und bildete einen makaberen Kontrast zu ihrer Leichenblässe. Die gebrochenen Augen schauten so unnatürlich leer in den Himmel und das bloße Fleisch zog schon die Fliegen an. Wie entseelt die Körper aussahen! Als hätte man in einer strahlenden Laterne die Kerze ausgeblasen und sie der Dunkelheit preisgegeben, die ihre Farben schluckte und sie fremd machte.

Eriphyl würgte, schluckte dann so hart, dass es schmerzte, und fing eine Träne, die er nicht mehr hatte zurückkämpfen können, mit dem Ärmel auf. Er hatte nicht das Recht, zu weinen! Er hatte ebenfalls ge-

tötet und es war leichter gewesen, als es hätte sein dürfen. Aber es war Notwehr! *Und es war deine verdammte Wut!*

Verzweifelt raffte er sich auf, nahm das Moos aus einem Horn und blies kräftig hinein. Hell und klar schallte der Ton durch den Wald und sang von Schmerz und Not, während die Sonne blutrot und zögernd über den Horizont stieg, als sei sie unschlüssig, ob sie diesen Tag eröffnen sollte. Eriphyl verstand sie gut. Silberne Gestalten kamen kurz darauf zwischen den Bäumen hervor: die Krieger des Dorfes, angeführt von seinem Vater und Salas. In voller Kriegsmontur, bestehend aus federleichten, sternensilbernen Kettenpanzern, kunstvollen Bögen und langen Dolchen, hatten sie ihren Augen zu Schlitzern verengt und sahen herrlich und furchterregend zugleich aus. Grimm sprach aus jeder ihrer Bewegungen, den langen, schnellen Schritten, dem verkrampften Krümmen der Finger um die Hefte der Klingen. Eriphyl winkte ihnen – sich selbst nun wieder vollkommen unter Kontrolle –, herbeizukommen. Sie näherten sich in einer breiten Phalanx, deren Flanken sich beeilten und den Kreis um ihn schlossen. Nett von ihnen, ihn schützen zu wollen ... Als er, unfähig zu sprechen, auf die ermordeten Wächter zeigte, packten sie ihre Schwerter fester und senkten bestürzt ihre gepanzerten Köpfe.

„Ruht in Frieden. Mögt ihr die Gefilde der Sterne erreichen“, sagte Salas und die anderen wisperten zustimmend. Dann schwiegen sie für zehn Atemzüge, behielten ihn aber in den Augen. „Ich glaube nicht, dass Lieldon und Alfatol ihren Gegner nicht verwunden konnten. Wir suchen nach jemandem mit frischen Verletzungen. Oder nach etwas ...“, knurrte er. „Achtet auf den Geruch von Blut!“ Seine Blicke schienen Eriphyl aufzuspießen. Es ärgerte ihn wohl, dass ausgerechnet er, Eriphyl, schon viel früher begriffen hatte, was nötig war, zu tun.

„Aber die Mörder könnten ihre Wunden schon längst geheilt haben, Salas!“, warf Eriphyl ein, doch sein Vater, fast so blass wie die beiden Toten, befahl ihm mit einer heftigen Geste, den Mund zu halten und aus dem Kreis zurückzutreten.

Trotzig verschränkte Eriphyl die Arme vor der Brust. Es stand seinem Vater nicht zu, ihn zu rügen! Er hatte versucht, ihn zu warnen! Er hatte Recht gehabt! Er und auch Salas waren ein großes Risiko einge-

gangen, indem sie ihn ignoriert hatten. Vielleicht hatte Eriphyl sie alle gerettet, indem er seinen Kopf durchgesetzt hatte ...

„Ich rieche Blut!“, sagte plötzlich einer der Elben. „Dort drüben!“ Jetzt fielen ihnen auch Schleifspuren im Laub auf. Sie gingen ihnen nach, schoben die Zweige eines Busches zur Seite – und die Taubheit kehrte mit einem Schlag in Eriphyls Beine zurück. Etliche von braunem, schlammartigem Blut bespritzte, von eleganten Elbenpfeilen und Dolchen treffsicher durchbohrte, aufs Unglaublichste verrenkte Körper waren zu einem flachen Haufen aufgeschichtet worden. Ihre lehmige Farbe unterschied sich kaum vom der des verrottenden Laubs auf dem Boden. Die Morgensonne blitzte in den schwarzen Augen wie auf nassen Steinen. *Hierhin sind also die Toten verschwunden! Die Überlebenden müssen sie hier aufgeschichtet haben ... Wie viele das wohl sein mögen?*

Die Augen der anderen weiteten sich entsetzt und ungläubige Abscheu malte sich auf ihre Gesichter. „Und das in Zeiten des Friedens ...“ Ein Elb betrachtete kopfschüttelnd seinen Dolch.

„Wir müssen die Sache dem Großen Rat vortragen und Boten an die andern Grenzstädte schicken!“, sagte Allidiel entschlossen. Die anderen stimmten ihm zu und so entglitten die Geschehnisse Eriphyls Kenntnis.

Die Begegnung des Einsamen

Der Tag nach dieser beunruhigenden und verlustreichen Nacht war keiner, wie Eriphyl sie gern hatte. Während die anderen Elben die beiden Leichname vorbereiteten, beorderte Salas Eriphyl zu einem Kreuzverhör zu sich nach Hause. Nachdem er sich ganz genau notiert hatte, warum Eriphyl aufgewacht und alleine auf die Treppe geschlichen war, wie die seltsamen Wesen, die der Hauptmann *Scibian* nannte, sich verständigt, bewegt, gekämpft und reagiert hatten, begutachtete er zusammen mit einigen anderen Elían – darunter Allidiel – und Eriphyl im Schlepptau die Kadaver, die noch immer im Gras unter dem Baum lagen. Bei Licht betrachtet und tot waren sie nicht mehr

ganz so Angst einflößend wie in der Nacht. Dafür ließen ihre riesigen, klaffenden Wunden die Elben schweigen. Eriphyl wurde schon schlecht vom bloßen Hinsehen, dazu kam noch der intensive Geruch nach Blut und verbranntem Fleisch, den sie ausströmten.

„Du hast Magie benutzt, oder?“, wollte jemand von ihm wissen.

Eriphyl war vollkommen bewusst, was sie davon hielten, doch er sah den anderen offen an. „Ja.“

„Warum? Hättest du es nicht mit dem Schwert erledigen können?“

„Ich hatte es in der Aufregung vergessen.“

Die anderen schürzten die Lippen und wandten sich wieder den Kadavern zu, doch hin und wieder bedachte ihn ein Elían mit einem Blick, als wolle er sichergehen, dass Eriphyls Hände immer noch untätig an ihm herunterhingen. Diese Blicke taten ihm weh und innerlich wies er ihre Vorwürfe von sich. Er war nicht so brutal wie sie dachten – oder doch?

Die Kadaver trug man vorerst zu den anderen auf den Haufen im Wald. Die Trauerzeremonien für die zwei Elían wurden abgehalten, ihre Leichname verbrannt. Das bedeutete, dass Eriphyl den halben Tag mit den anderen Elben verbringen musste, die ihn spüren ließen, dass sie ihn missbilligten. Wieder einmal hatte er ihnen bewiesen, dass er sich nicht an ihre Normen hielt. Er hatte Magie benutzt – und zwar auf eine außerordentlich grausame Weise. Vielleicht vermuteten sie sogar, dass er sein Schwert absichtlich nicht mitgenommen hatte, um auf diese Weise töten zu können ...

Eriphyl hätte so gerne etwas gesagt, um ihre Meinung zu ändern, aber ihm fiel nichts ein. Er sehnte sich nach einem einsamen Platz im Wald, wo er sich ablenken konnte, wo nicht diese feinselige Stimmung herrschte und man ihn nicht so ansah. Doch sein Versuch, sich bei der Heimkehr unauffällig in die Büsche zu stehlen, wurde von seinem Vater vereitelt und als Beweis dafür genommen, dass Eriphyl eine weitere Lektion wieder einmal bitter nötig hatte. So musste er zur Strafe das Nachthemd, das er in der Nacht beschmutzt hatte, im Fluss reinigen.

Wütend hockte er im seichten Bachbett und schrubbte den Stoff, der